

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 300 Bromberg, den 31. Dezember 1932.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

(21. Fortsetzung)

Wieder waren die Sterne gekommen. Ein Trost, daß wenigstens die Erde rund blieb. Und ein Glück, daß kein General das ändern konnte. Es wurde ja so viel verboten im Rheinland, aber man durfte wenigstens noch schlafen zur Nacht. Diese Großmut stimmte mich wehmütig. Wohin aber legte ich meinen Kopf, der müde war vom Glück? Hört: Ich wäre gern zu meiner Braut geschlichen, kam es doch nicht auf einen Tag früher oder später an. Da wohnte aber über uns der Ortsvorsteher, neben uns Mamsell Susanna und schräg gegenüber der prächtige Pfarrer. Durfte ich denen das antun? Ich pfiff mir eins, jagte drei Katzen aus dem Weg und ging meinen nächtlichen Schlendrian, wunderbar ziellos. Das Wetter war lockend schwül, in den Strandtümpeln quarrten Unken, in den Wiesenlöchern geigten Grillen, so wußte jeder sein Teil von der Liebe.

Die Ponte lag stramm vor Anker, am Mast torkelte eine Petroleumlaterne aus rotem Glas. Ich sah das Licht von weitem, machte es mir zum Ziel und bekam weihnachtliche Gedanken. Wieso? Ich bekam weihnachtliche Gedanken.

Bald war ich an Bord. Lecker spülte das Wasser um den Bug, behutsam wurde ich auf und nieder getragen, die Planken rochen nach frischem Holzteer. Der Duft sollte heilsam auf die Lungen wirken, darum sog ich ein, was ich kriegen konnte. Und dieses Steuerrad war jetzt das meinige? In dieser gläsernen Kajüte würde ich bei Hagelwetter unterkriechen? Ich schwelgte. Die Ketten waren blank vom Öl, die Ankerwinde knarrte am Zapfen, ihre Zahnräder hatten etwas auszuhalten. Viele Menschen würden auf mich angewiesen sein: Arbeiter und Winzer, wohlriechende Damen und Männerchen mit Bügelfalte. Wenn ich nicht wollte, brauchte ich keinen überzusetzen. Aber ich würde schon wollen, jede Fahrt erfüllte ja einen Wunsch.

Daß Sommernächte am Rhein schöner sind, als man sie für Postkarten zu malen pflegt, durfte ich jetzt erfahren. Es war nicht höllisch finster, eine unschlüssige Dämmerung schwamm am Himmel, und der Strom machte ein üppiges Glitzern aus dem hungrigsten Licht. Ich beugte mich übers Geländer: Meine rote Laterne warf bengalische Pfützen ins Wasser; wie freute mich das schimmernde Nichts!

Eine Mücke flog mir in den Mund. Ich biß sie tot und spuckte den Leichnam ins Wasser. Morgen würde er in Köln sein. Oder im Bauch eines Karpfens.

In Mostheim schlug die Kirche. Zwei Uhr. Es war Zeit, wieder vernünftig zu werden. Freilich wurden die Stunden lang, wartete ich doch auf etwas Schönes. Aber ich wußte ja ein kleines Kind in mir, mit dem ich mich wieder unterhalten konnte. Meine Ohren fingen das Schnarchen der Dorfhäuser auf. Kein Fenster war hell geblieben, nur der Mond tünchte Phosphor auf die Dächer und Giebel. Da wirbelte irgendwo eine Trommel. Von Lorch her? Von Heimbach oder Stahleck? In den Weinbergen hallte das Echo. Nun schwieg die Trommel. Mein Blut klopfte. Da hub der Wirbel wieder an. Dreimal. Sechsmal. Ein Signal. Und Schritte hörte ich. Geflüster. Ruderschläge im Wasser.

Ich kroch in die Steuerhütte. Kauerte mich hockend an die Glaswand. Klemmte das Kinn zwischen die Knie. Mir war kriegerisch zumute, ich trug wieder einen Helm, ich griff wieder an die Hüfte, als hingen dort Handgranaten.

Zwei Nachen legten neben mir an, Zivilisten mit Gewehren und weißen Armbinden sprangen aufs Ufer, blieben stehen, gaben sich Zeichen wie Taubstumme. Und wieder ein Trommelwirbel, ganz nahe, als stünde der geheimnisvolle Tambour im Wingert Pankraz Wendlands. Neue Kolonnen tappten über die Landstraße. Dreißig Bewaffnete in Zivil, wüste Gesichter, verwegene Mützen. Alle sammelten sich auf der Uferwiese, nahmen Deckung im Weidengebüsch, sprachen nur flüsternd, zwei Worte schnappte ich auf: Übung — sondieren!

Gespenster? Meine Stirn hatte Fieber. Aus Mostheim kam ein französischer Offizier. Er rauchte eine Zigarette, blieb an der Ponte stehen, schnüffelte in den Wind, äugte auf seine Armbanduhr, wartete. In Lorchhausen kletterte eine Leuchtkugel in die Luft. Der Franzose warf die Zigarette fort, antwortete mit einer Trillerpfeife und schlug sich mit entschlossener Kehrtwendung zu den Zivilisten ins Gebüsch: „Parole?"

Ein vielfältiges Gemurmel antwortete: „Frei Rhein!"

Dann schulterten die Männer ihre Gewehre und folgten auf Zehenspitzen dem fremden Offizier.

Ich faßte mich an die Stirn: „Manes, es stinkt nach Regen!"

Langsam drückte ich die Tür der Kajüte auf. Die Angeln quietschten dämlich. Die Kobolde waren verschwunden, eingeschluckt von der Nacht, irgendwo weit rasselten noch ihre Waffen wie Skelette. Ich ging auf die Mitte der Ponte, hielt mich aber im Schatten. Da mir der Schweiß gekommen war, schüttelte sich mein Rücken. Da war eine Gemeinheit im Gange! Saubere Zivilisten trugen keine Flinten!

Wem durfte ich mich anvertrauen? Sollte ich spornstreichs zum alten Wendland laufen? Ihn wecken? Ihm Meldung machen? Der Greis konnte, so gütig er war, das Maul nicht halten. Adam Anker würde mich auslachen. Oder seiner hohen Einquartierung wegen schlottern. Aber da lagen noch immer die Nachen. Wenn ich ihre Seile zerschnitt, könnte das ein Streich werden. Vielleicht ein Staatsstreich?

Es stürzte einer mit gefälltem Gewehr aus den Weiden, stand nach vier Sätzen vor mir, bellte: „Parole?"

„Frei Rhein", sagte ich, da knackte die Sicherung ins Schloß. Ich fragte: „Sind die andern schon zur Übung? Zum Sondieren? Ich habe mich verspätet!"

„Die große Übung ist erst nächste Woche, heute wird nur vereidigt, wir haben neue Rekruten bekommen. In einem halben Jahr wird die rheinische Republik gegründet!"

„Na, grüß die andern!"

Ich ließ den Schöps stehen, lief im Zickzack durchs Dorf, landete auf Umwegen im Hof Papa Wendlands, warf Kieselsteine gegen seine Scheibe. Beim vierten Treffer kroch der greise Schädel aus dem Fenster.

„Wendland, ich muß dich sprechen!"

Er öffnete mir gähnend, drehte das Licht an, — ich machte es sofort wieder aus.

„Dunkel lassen. Was heißt Frei Rhein?"

„Weiß nit!"

„Besinn dich mal — —"

„Doch, ja, aber so was mache wir nit. So was mache nur Spitzbube un Preußefresser!"

„Sind die Franzosen im Bund?"

„Was machste für Sprüch? Is denn ebbes passiert? So mitten in der Nacht, ich hob g'soffe gestern — —"

„Wendland, was haben die Franzosen dabei zu tun?"

„Nu klar, die geben's Geld!"

„Gute Nacht, Papa Wendland. Nix für ungut!"

Der Alte warf die Tür so wild in den Riegel, daß mir der Mörtel vor die Füße fiel. Ich wußte nun, was gespielt wurde und wagte mich nicht mehr ans Ufer.

So wurde mir die Nacht vor Lebensanfang zerlöchert. Auf derselben Tonne, die am Polterabend als Rednertribüne hergehalten hatte, überdachte ich den Spuk und faßte meine Pläne. Dann war ich wieder heiter, wieder voll des Glaubens, zumal ich dem Kellerfenster nahe sein durfte, hinter dessen Gardinen das Paradies begann. Armeleuteglück war doch das reichste. Das Schicksal hatte sogar ein fertig ausgebrütetes Kuckucksei in mein Nest gelegt. Manchmal quäkte der Knirps, Mariechen schnalzte ihn dann in den Schlaf, sie hörte halt alles, nur mich nicht.

Die Stunden liefen auf Krücken, die Minuten krochen wie Schnecken. Der Morgen dämmerte. Zuerst grün. Dann rot. Endlich strahlend gelb. Schon krähten Hähne, wieherten Pferde, kläfften Köter. Und Amseln schmetterten durch die Bäume, die Frühmesse wurde eingeläutet, da turnte der Küster Gottlieb Donatus drüben am Seil. Alte Frauen gingen gebückt zur Kirche, den Rosenkranz in der Faust. An Mariechens Kellerfenster machte sich eine Maus zu schaffen, ich zertrat das Vieh zu Himbeerkompott.

Mein Hochzeitsmorgen!

Daß Menschen lange zu schlafen pflegen, war mir niemals deutlicher bewußt geworden. Die Kirche schlug sechs, ich wartete immer noch wie ein Bettler vor meiner eigenen Tür. Dann ging ich, die Zeit zu zerkleinern, durchs Dorf. Im „Goldenen Anker" war Susanna die erste. Sie begoß ihre Geranien, hatte den Zopf noch hängen und winkte mich ans Fenster.

„'Morgen, Susanna! Gut geschlafen?"

„Herr Himmerod, pst, keinem sage: die Madam hot gute Hoffnung!"

Sie wußte es also schon.

„Wieso, Susanna?"

„Der Herr hot's mir gestere abend anvertraut. Aber nit weiter melde, gell?"

Ich hielt dicht. Aber um 8 Uhr wußte es schon Pankraz Wendland. Und auch Maria überraschte mich mit der Botschaft, als ich um neune vorgelassen wurde. Unser Sohn lag nackicht im Korb und nuggelte wieder am Daumen. Hüngerchen. Maria umarmte mich, zerküßte mein Gesicht, flennte vor Herzweh, auf ihrem Bett lag schon der Brautschleier. Papa Wendland kam auch, über den Arm den amtlichen Gehrock. Leihgabe für Manes Himmerod, um elf sollte ja Trauung sein. Der Alte sprach nicht mehr von meinem nächtlichen Überfall, er hatte das vergessen.

Während Maria sich umzog, mußte ich auf dem Hof warten. Da mir Zimperlichkeiten fremd waren, pellte ich mich unter freiem Himmel aus und stieg ebenso umstandslos in Wendlands Gehrock. Dreimal pochte ich ans Kellerfenster, um Maria anzutreiben. Frauleute sind am langsamsten, wenn etwas schnell gehen soll. Und Maria brauchte doch nur den weißen Plunder umzuhängen. Aber der Junge mußte ja erst seine Milch lutschen. Außerdem mußte er, Gott zu Ehren, heute besonders nobel gewickelt werden, war doch der winzige Boche noch mit allen Makeln der Erbsünde befleckt, und die Hochzeit seiner Mutter sollte mit einem Taufakt beginnen.

Halb elf. Ich wurde zappelig. Maria überließ es mir, eine endlose Skala von Druckknöpfen vom Nacken bis zum Achterdeck umständlich zu schließen. Dann standen wir marschbereit in Vater Wendlands Wohnzimmer. Ein Glück, daß wir wie reiche Leute an einem Wochentag heirateten, wie hätten wir uns sonst der mehr neugierigen als liebevollen Spaliermauer erwehren sollen. Wir trafen nur Kinder und hechelnde Hausfrauen, als wir zur Kirche gingen. Maria hielt ihre schlafende Mitgift im Arm, ich selber trug einen Blumenstrauß, den Zylinder hatte ich absichtlich vergessen, weil Pankraz Wendlands Kopfnummer die meinige um etliche Zentimeter unterbot. Gestern noch sagte der Pfarrer zu mir, solch eine Hochzeit sei etwas ganz Seltenes!

Der Küster Gottlieb Donatus hatte einen Teppich bis zum Altar gelegt, drei seiner Gören streuten Rosenblätter, und sonst roch es festlich nach kaltem Weihrauch. Die Orgel dröhnte aus hundert Pfeifen, unter den Stimmen der singenden Festgemeinde ließ sich Susannas jungfräulicher Sopran am lautesten vernehmen. Mit dem Chor der Seraphim—! In meiner Seele sprangen Knospen auf. Jetzt erst wußte ich, daß etwas Wichtiges geschah. Im Gehen äugte ich durch die Reihen der Bänke und erspähte das Kindergesicht des jungen Franzosenleutnants. Er war wieder einmal zur Stelle. Und dann das dämliche Geflüster der Mostheimer Frauen, weil Maria „trotzdem" einen weißen Schleier trug! Mir war so wohl dabei.

Meine Braut und ich blieben nicht am Altar stehen, verschwanden vielmehr in der Sakristei, wo der Pfarrer am Taufbecken wartete. Stille Händedrücke, dann fragte mich der Priester, wie der Bengel nun heißen sollte.

Sapperlot, darüber hatten wir noch gar nicht nachgedacht. Maria wurde heiß vor Verlegenheit, mir rutschte der Schlips in die Weste. Aber da standen die Taufpaten und Trauzeugen, keiner durfte von unserer gottgefälligen Schiebung etwas erfahren. Nur Papa Wendland und der Pfarrer waren mit im Bunde, während Adam Anker und des Pfarrers ältliche Schwester wie Säulenheilige die Hände falteten.

Ich flüsterte meiner Braut ins Ohr: „Wie hieß der Vater vom Kinde?"

Maria bekam das süße Zittern, dann lispelte sie nach dreimaligem Schlucken: „Sebastian!"

„Herr Pfarrer, dieser Junge soll Sebastian heißen!" Wobei ich mir bewußt war, daß der Name eine besondere Bedeutung hatte. Sebastian! Das war eine Erbschaft. Das war das Gleichnis.

„Sebastian? Gut, Sebastian!"

Und wir tauften das Kind. Es fügte sich dulderisch, ohne Weinen, ohne Zucken, mit offenen Äugelchen. Dann nahm sich seiner die Schwester des Geistlichen an, dieweil wir zum Altar gingen, die Köpfe beugten, die Ringe tauschten und die Beherzigung aller christlichen Regeln gelobten.

Gottlieb Donatus stieg wieder auf die Orgel:

„Laßt uns frohlocken herzlich sehr.
Alleluja.
Maria seufzt und weint nicht mehr.
Alleluja. —"

Ganz leise schwebte die Melodie durch den Raum. Und Gott lächelte.

Die Glocke läutete, wir holten in der Sakristei unsern Sebastian, und da die Kirche einen kleinen Ausgang nach hinten hatte, standen die Dörfler noch immer vor dem großen Portal, als das junge Paar längst in seinem Unterstand verschwunden war.

Wer von den Mostheimern gehofft hatte, an diesem Tag ein lautes Volksfest zu erleben, wurde enttäuscht. Maria und ich schoben alle Riegel vor, wir taten hochmütig, außer dem Pfarrer durften am Nachmittag nur meine Freunde aus dem Zweibrücker Gefängnis zum Anstoßen kommen. Pankraz Wendland, Adam Anker, der musikalische Küster und — wie freute ich mich — die Proletarier Weber und Billen, die ärmsten Söhne, die auch die treuesten waren. Drei Pullen vom Ältesten brachen den Hals dabei. Was Papa Wendland mit meinen Gästen hernach noch im Stockwerk über uns anstellte, konnte mir gleichgültig sein. Zuweilen drang ein Singen und Trampeln in unser Verlies, doch schreckte das keinen Glücklichen. Da oben wurde aufs Wohl des deutschen Rheines gezecht, — ich war nicht so ahnungslos wie die prostende Korona, der ich bis in den späten Abend ihre lachenden Kanonaden keineswegs mißgönnen konnte. Ich wußte mehr. Ich hatte das Signal vernommen, daß Gefahr im Verzuge sei. Und würde danach handeln. [illegible]gen schon. Trotzdem: Das Schicksal stattete mich mit [illegible] Gefühlen aus, ich nahm sie an wie eine Gnade.

Sebastian bekam die zweite Brust; als amtlich wie kirchlich beglaubigter Gatte und Vater hatte ich endlich das Recht, meine Augen an einem Schauspiel zu weiden, das ebenso heilig wie menschlich war. Und auf dem Tisch stand immer noch die Kirschtunke des Hochzeitspuddings. Sebastians Pfoten patschten in die rote Brühe wie auf ein Stempelkissen und übertrugen die süße Schmiere auf den Busen der Mutter, wobei ein wonniges Schmatzen und Grunzen solchen Schabbernack begleiteten. Maria und ich erstickten vor Lachen, wir saßen ja wieder in Alltagskleidern und brauchten uns um die Obstflecken nicht sehr zu sorgen.

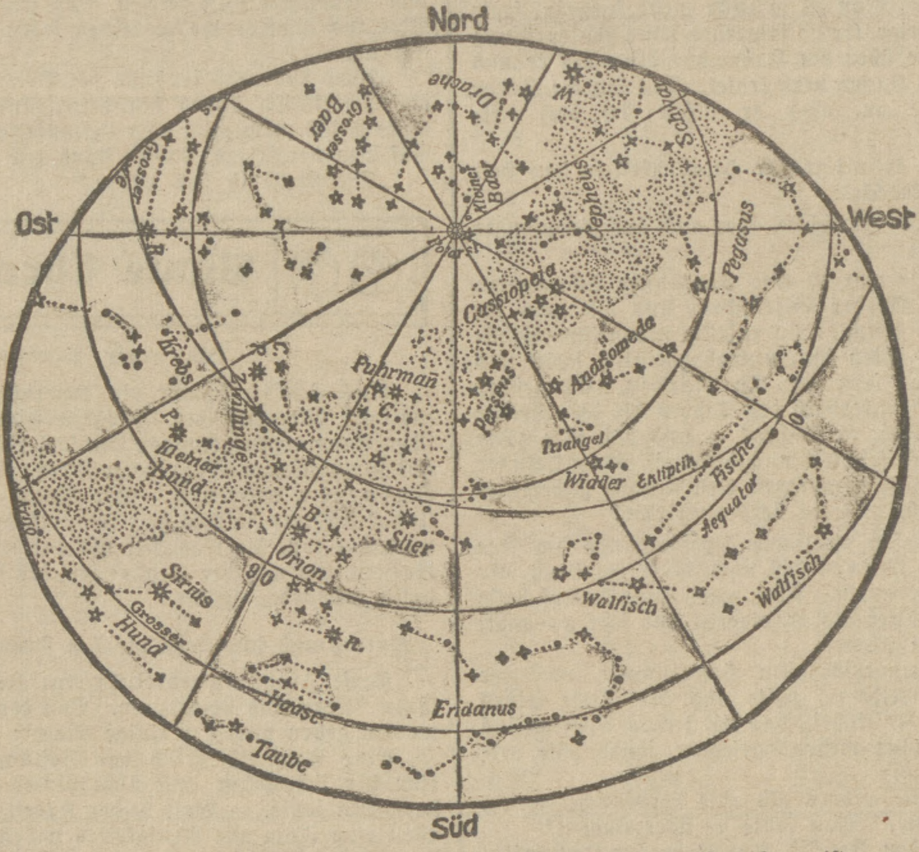
Die Dunkelheit schlich früh in den Keller, über dem Rheingau hingen bleierne Regenwände, ein Gewitterschauer löste den andern ab, und als wir die Kerzen im Kronleuchter anzündeten, trommelte eisiger Hagelschlag gegen die Scheiben.

Unser Junge schlief mit göttlicher Ahnungslosigkeit, als die neunte Abendstude kam. Wir zogen die Gardinen vor, klatschten noch drei Motten zwischen die Hände, machten uns, da draußen der Sturm durch die Bäume und Schindeln jaulte, absichtlich gruselige Gedanken, um desto seliger bei jeder Umarmung des Geborgenseins innezuwerden. Um zehn erlosch die erste Kerze im hölzernen Kranz, um zehn Uhr zwanzig die siebente und letzte. Ein blakender Rauch zog würzig und dünn durch den Keller, noch glommen die Spitzen zweier Dochte, und als auch diese verloschen, deckte ich die frisch bezogenen Betten auf.

Sebastian seufzte in seinem Korb, — Maria, meine Maria hörte es nicht mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sternhimmel im Januar.



Beobachtungszeit etwa 21 Uhr nach Ortszeit bei Monatsbeginn.

Die **Milchstraße** zieht von Südosten nach Nordwesten; in ihr liegen in der Nähe des Zenits der Fuhrmann mit der hellen Kapella, der Perseus, und nach Westen hin die Kassiopeia.

Norden: Der Große Bär oder Wagen zeigt mit der Deichsel nach unten. Links davon der Kleine Bär mit dem Polarstern. Im Nordwesten der Schwan mit Deneb.

Osten: Der Große Löwe ist aufgegangen; sein hellster Stern heißt Regulus. Im Ostsüdosten die Wasserschlange. Am linken Milchstraßenrande Kastor und Pollux in den Zwillingen, darunter der Kleine Hund mit dem Stern erster Größe Procyon.

Süden: Orion mit den Sternen erster Größe Beteigeuze (oben) und Rigel (unten), rechts oberhalb davon der Stier mit dem rötlichen Aldebaran und dem Sternhaufen der Plejaden. Links unterhalb vom Orion Sirius, der hellste Fixstern, im Sternbilde des Großen Hundes. Westlich vom Orion Eridanus.

Westen: Untergehend Pegasus, in seiner Verlängerung nach oben hin Andromeda. Im Südwesten das ausgedehnte Bild des Walfisches.

Planeten: Merkur ist morgens zu sehen, vom 8. Januar an verschwindet er. Man sieht ihn nach seinem Aufgange, der anfangs Januar gegen 6.45 Uhr erfolgt, etwa 20 Minuten. **Venus**, Morgenstern. Geht anfangs um 6 Uhr auf und kann dann etwa 1½ Stunde beobachtet werden. Ende Januar sieht man sie noch rund 20 Minuten. **Mars**, im Großen Löwen, geht zunächst um 21.50 Uhr auf und läßt sich etwa 9 Stunden sehen. Ende Januar kann man ihn nahe 10¼ Stunden lang beobachten. **Jupiter**, im Großen Löwen, geht am 1. Januar gegen 22.30 Uhr auf. Ende Januar kann man ihn nahe 10¼ Stunden lang beobachten. **Saturn**, im Steinbock, wird am 11. Januar unsichtbar. Man sieht ihn bei Monatsbeginn etwa 40 Minuten.

Mond: Am 3. erstes Viertel, am 11. Vollmond, am 19. letztes Viertel und am 26. Neumond.

Sonne: Tritt am 20. in das Zeichen des Wassermanns. Für die Berliner Gegend Aufgang am 1. um 8.15 Uhr, am 16. um 8.10 Uhr, Untergänge an diesen Tagen etwa um 16 und nach 16.20 Uhr. Zur Mittagszeit vergrößert die Sonne ihren Horizontabstand um ungefähr 11 Sonnenbreiten.

Dr. W.

Till und die Liebe.

Skizze von Karl Lemke-Köln.

Als er ihr zum ersten Mal begegnete, war es Sommer. Man hatte im Burggasthause Kaffee getrunken, und nun wandelte die Gesellschaft durch das lichtgrüne Tal zwischen den dunklen Waldbergen hin, dem See entgegen. Till, neunzehnjährig, plauderte mit den anderen jungen Leuten. Er war fröhlich, aber nicht bei der Sache. Er mußte immerfort denken: Liebe —! Ich liebe sie! Oh, Liliane!

Die ganze Welt war verändert, verschönt. Er liebte!

Später, am See, sprach die Angebetete mit ihm, ein paar gleichgültige Worte, etwa: „Wie gefällt Ihnen der Tag, Herr Till? Wir haben gutes Wetter." Gleichgültige Worte, aber ihn beseligten und verwirrten sie so, daß er stotterte.

Als man abends zur Stadt zurückfuhr — Liliane, oder Lilly, wie sie von den ihrigen kurz genannt wurde, saß im ersten Wagen, Till mit den anderen jungen Leuten folgte im zweiten —, hatte er hinter sich schon den Wolkenflug der ersten Liebe und den finsteren Abgrund der ersten Enttäuschung. Sein Wagen fuhr über die endlose, graue, öde Ebene des Verzichts. Man ist ja nicht mehr sechzehn, sagte sich der Neunzehnjährige. Er hatte gerade seine Reifeprüfung gemacht; Liliane war über ein Jahrzehnt älter als er und überdies mit Konsul Knorr verheiratet. Till sah die Dinge mit Verstandeskühle an, aber er fühlte sich doch tiefunglücklich.

Zu Hause schrieb er mit großer Heimlichkeit in sein Heft mit schwarzem Kalikodeckel:

„Die Liebe ist das Herrlichste, aber auch das Grausamste im Leben." —

Vier Jahre später war es eine französische Schweizerin spanischer Abkunft. Wieder Gesellschaft, nur saß man im mondänsten Kabarett Genfs, Dita zufällig neben ihm. Glückseliger Zufall! Sie schien ihm unwahrscheinlich schön und vornehm, unerreichbar fern wie ein Märchen. Es geschah aber, daß seine Hand unterhalb des Tisches die ihre streifte — oh, ganz unabsichtlich, er erschrak — und daß ihre zarte Hand die seine einfach festhielt und drückte! Eine Sekunde kaum, indes ihr schönes, vornehmes Gesicht ganz unbeteiligt über den Saal hinsah. Wie er sie bewunderte!

Hieraus ergaben sich zweisame Spaziergänge am See und Küsse unter den Palmen des nächtlichen Gartens. Er war bezaubert und berauscht. Aber zwei Tage darauf hatte er einen Nachfolger, älter als er, elegant und sehr gewandt; überdies war das ein Chinese.

Till, in seinem unpersönlichen Hotelzimmer, nach der Sturmflut der Verzweiflung, holte aus der Tiefe seines Koffers das schwarze Kalikoheft, das seit jenem Ausflug ins heimatliche Waldtal nicht mehr angesehene, sogar leise verachtete. Er schrieb:

„Was ist die Liebe anders als eine körperliche, wenig würdige Angelegenheit? Man sollte sie überwinden!"

Ein Streit über den Begriff „Kunst" brachte Till später darauf, daß mit Hedwig sich eigentlich besser sprechen lasse als mit allen anderen Mädchen und Frauen, die er kannte. Er wünschte sich, es immer zu können. In Monaten ihres Bekanntseins kam auch Liebe hinzu, die andere Liebe, die er überwunden glaubte. Er heiratete Hedwig. In sein Kalikoheft schrieb er eines Abends, wenige Tage nach der Hochzeit:

„Die Liebe ist —"

Der Satz blieb unvollendet; Till wußte nicht weiter. Erst zehn Jahre später, als die drohende Notwendigkeit einer vorübergehenden, doch längeren Trennung aus beruflichen Gründen dennoch angewandt wurde und sie beide sich darüber freuten, kramte er das schwarze Heft wieder vor und ergänzte den Satz. Ein Wort schien ihm genug.

„. . . Gewohnheit." —

Jahre und Jahre. Schwere Zeiten kamen, gerade als sie, beide über fünfzig, zu altern anfingen. Aus der Schwere wurde Not. Es gab keine Möglichkeit, es gab keine Freunde. Vor Till stand wie ein Abgrund der furchtbarste Entschluß.

Aber da war Hedwig. Nicht besser ging es ihr als ihm; doch sie fand Trost für ihn, sie ließ ihn an die eigene Kraft glauben. Sein schon dem Abgrund zugeneigtes Haupt richtete sich wieder empor. Es ging, alles ging. Ein Sieg über die Zeit; errungen hatte ihn Hedwig.

Als alles wieder im Geleise lief, schien nur Till verändert. Etwas war mit ihm vorgegangen, merkte er. Es ist gewiß, daß keine Frau durch eine Brille verschönt wird; aber jetzt, wenn er dies unumgängliche Instrument Hedwigs auf dem Tisch liegen sah, durchrann ihn ein warmes Gefühl. Er konnte nicht umhin, mit der Hand leicht darüber zu streichen. Wieder begann er, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, auf die Atemzüge der Schlafenden zu lauschen, mit dem gleichen Wärmegefühl.

Bei bescheidenen Ansprüchen konnten sie jetzt auf eigenem Boden in einem kleinen Häuschen wohnen, mitten im Schwarzwald. Das Kalikoheft war mitgenommen dorthin; aber hineingeschrieben wurde nichts mehr. —

Schlimme Fügung, daß von zwei Lebenskameraden immer einer zum Schluß allein bleiben muß!

Till saß in dem alten Haus im Schwarzwald. Der Wald ergriff Besitz von seinem Garten. Till wehrte ihm nicht. Rehe spähten durchs Fenster in die Stuben. Sie störte morgens nur der Bote, der die tägliche Milch brachte.

Till, achtzigjährig, ging umher, streichelte die Möbel, die Hedwig berührt hatte, las in den Büchern, die sie gemeinsam gesammelt und gelesen. Er lebte wie ein Einsiedler. Niemand kam, er wollte keinen sehen. Er lebte der Erinnerung.

Eines Morgens fand ihn der Bote, der die Milch brachte, am Schreibtisch sitzend hinübergeschlummert. Till brauchte keine Milch mehr. Vor ihm lag aufgeschlagen das Kalikoheft. Auf dem vergilbten Papier stand mit zittriger Schrift:

„Die Liebe ist das Leben."



Bunte Chronik



Ein neuer Triebstoff?

Aus Chile kommt die Nachricht, daß es einem ehemaligen österreichischen Fliegeroffizier und einem chilenischen Hauptmann gelungen sein soll, einen Ersatz für Benzin auf synthetischem Wege herzustellen. Als Hauptstoff wurde Salpeter verwendet. Der Preis des neuen Betriebsstoffes soll nur halb so hoch sein, als der des Benzins. Man wird gut tun, die Nachricht mit der nötigen Skepsis zu betrachten, bis wir der Segnungen des billigen Benzins teilhaftig geworden sind.

Warum und inwiefern gleichen Frauen den Zeitungen?

Diese Frage unterbreitete eine Zeitung in Kalifornien ihren Lesern und Leserinnen. Von den eingegangenen Antworten geben wir hier einige wieder:

Eine Frau ist gleich der Zeitung, weil jeder Mann eine für sich haben und nicht hinter der seines Nachbars herlaufen sollte. — Weil beider Arbeit niemals getan ist. — Weil eine Frau alle Neuigkeiten wissen und sagen will, was sie weiß. — Weil sie beide taktvoll sind, beide begehrenswert, beide interessant und unentbehrlich. — Weil beide Formen haben. — Weil beide leicht zu lesen sind. — Weil alte Nummern nicht in Nachfrage sind. — Weil sie sich nicht fürchten, ihre Meinung zu sagen. — Weil sie beide, wenn sie etwas wissen, es gewöhnlich auch sagen. — Weil sie beide immer das letzte Wort haben. — Weil sie Neuigkeiten bringen, wohin immer sie gehen. — Weil beide großen Einfluß haben. — Man mag oft nicht mit ihnen übereinstimmen, aber ohne sie kann man nicht fertig werden.



Lustige Ecke



* **Auch ein Trost.** Lehmann hat eine sehr stürmische Seefahrt hinter sich. Völlig abgekämpft fragt er den Ersten Offizier: „Ist das, was wir dort sehen, endlich Land?" — „Nein, der Horizont." — „Immerhin besser als gar nichts!" flüstert Lehmann und legt sich ergeben wieder auf seinen Liegestuhl.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromber·